„Und wenn sie aufwachen sollte, so wird ihr schon „die andere Beatrice", wie sie Signorina Bari nennt, Gesellschaft leisten. Du weißt ja, diese hat sich dazu erboten."

Nun machte ich gegen diesen Plan keine weiteren Einwendungen mehr, da er offenbar Tante Kathryn Vergnügen machte. Aber nachdem wir aus dem Busen von Ombla hinausgedampft und mehr als eine Stunde gefahren waren, so daß wir die hoch aufragenden Festungswerke Ragusas weit hinter uns hatten, wagte ich es doch, dem Grafen Corramini anzudeuten, daß es jetzt an der Zeit sein möchte, umzukehren. „Wir können nun so wie so erst nach drei Uhr wieder zurück im Hotel sein," sagte ich, nach einem Blick auf meine Uhr.

„Wir wollen einmal fragen, was die Gräfin meint," entgegnete er. „Hier kommt sie eben."

Vor etwa zwanzig Minuten hatte uns Tante Kathryn und der Fürst verlassen, um auf dem Deck hin und her zu gehen und hatten sich eine Weile über das Geländer gebeugt und mit leiser Stimme, aber sehr ernsthaft miteinander verhandelt. Als mir der Graf antwortete, hatten sie sich bewegt und kamen nun langsam auf uns zu, Tante Kathryn sehr aufgeregt, als ob ihr der Fürst irgendeine seltsame Mitteilung gemacht hätte.

„Meinst du nicht auch, wir sollten jetzt zu Bietsche zurückkehren?" fragte ich, als Tante Kathryn näher kam.

Sie setzte sich in einen Schiffstuhl, ohne sofort Antwort zu geben; dann sagte sie in einem merkwürdig unsicheren Ton: „Maida, der Fürst hat mir soeben eine Mitteilung gemacht, über die ich mit dir sprechen muß. Herr Graf, darf ich mit Maida in den Salon gehen?"

Eiligst sprang der Graf auf. „Dalmar-Kalm und ich haben zu gehen, wenn Sie wünschen, mit Miß Destrey allein zu sein!" rief er lebhaft. Und indem er seine Hand dem Fürsten auf die Schulter legte, zog er diesen mit sich fort.

Ich konnte mir nichts anderes denken, als daß Fürst Dalmar-Kalm Tante Kathryn von meiner Weigerung Mitteilung gemacht und sie gebeten habe, ihren Einfluß „geltend zu machen". Aber gleich Tantes erste Worte zeigten, daß ich mich geirrt hatte.

„Ich bin sehr ärgerlich über den Fürsten, aber trotzdem kann ich mir nicht helfen und finde die Sache äußerst romantisch. Denke dir nur, er und der Graf haben uns entführt."

„Was sagst du!" rief ich erstaunt.

„O, sieh doch nicht gar so entsetzt aus. Sie führen uns nur auf der Jacht nach Cattaro, statt daß wir mit dem Automobil dahin gehen, das ist alles."

„Alles?" wiederholte ich höchst entrüstet. „Das ist die größte Unverschämtheit, die mir je vorgekommen ist. Hast du denn nicht gesagt, du wolleſt nicht gehen, du —"

„Nun, ich möchte wissen, was mein „ich will nicht" helfen könnte. Ich vermag doch die Jacht nicht anzuhalten."

„Die Jacht gehört dem Grafen Corramini und nicht dem Fürsten," sagte ich. „Und die beiden mögen sonst sein wie sie wollen, so sind sie jedenfalls Gentlemen, wenigstens der Geburt nach. Sie können unmöglich gegen unseren Willen so mit uns davonlaufen."

Wahrhaftig, Tante Kathryn kicherte. „Nun, sie haben es jedenfalls getan," entgegnete sie vergnügt. „Und der Fürst sagt, wenn wir nur eine Ahnung hätten, wie schlecht die Straße nach Cattaro sei, so würde ich ihm danken, statt ihn zu schelten."

(Fortsetzung folgt.)

Das blaue Lämmchen.

Humoreske

von

Rolph Bodenhusen.

Als Frau Ena v. Wölsem auf ihrem Selbstfahrer, dessen hohe Radspeichen so dünn wie Spinnenbeine waren, beim Bahnhof in Wiesbaden vorfuhr, war ihr die Geschichte eigentlich schon wieder leid.

Es ging ihr immer so mit solchen plötzlichen Eingebungen. Wenn sie ihr kamen, nahm sie sie mit der ganzen Begeisterung und Geschäftigkeit ihres sprudelnden Temperaments auf, bereitete alles bis aufs kleinste vor, konnte die Zeit nicht erwarten — und war die Sache endlich bis zur Pointe gediehen, oder sonst abschlußreif, dann erlahmte ihr Interesse, und sie hätte die Geschichte am liebsten wieder aus der Welt.

So war es ihr mit dem „Bazar in Rot" gegangen, den sie veranstaltet und nicht einmal besucht hatte, weil sie in elfter Stunde festgestellt, daß Rot ihr gar nicht zu Gesicht stand; so mit der Stiftung für verkrüppelte Kinder, die sie schließlich nicht sehen mochte; so mit dem reckenhaften Baron Herdt, den sie nach drei Monaten heftigen Flirts ebenfalls nicht mehr sehen mochte, da ihr der Gedanke gekommen war, er ziele auf ihr Geld; und so mit dem Märchenschloß, das sie sich unterhalb des Neroberges erdaut: ein halbes Dutzend Baumeister und Architekten hatte sie wahnsinnig gemacht, auf daß es innerhalb acht Monaten fertig werde; nun war es ihr zu entlegen, zu verträumt und langweilig — und sie wohnte lieber im „Nassauer Hof", wo es vergnüglicher war.

Wie das so geht, wenn man eine launenhafte, maßlos verwöhnte, schöne Frau, seit drei Jahren Witwe und im Genuß einer Jahresrente ist, die, nach unten abgerundet, auf eine halbe Million sich beziffert.

Frau v. Wölsem warf dem Groom die Leine zu und schickte das Gefährt nach Hause. Es war besser, nachher ein Auto oder eine Droschke zu nehmen. Man exponierte sich nicht so..

Frau Ena war es tatsächlich leid, ihre einstige Pensionsfreundin Lucie Vorberg — damals Lucie Frammn — so dringlich nach Wiesbaden eingeladen zu haben. Man hatte sich beinahe zwölf Jahre nicht gesehen. Das war eine lange Zeit, in der Menschen sich verändern — nicht zum Wiedererkennen, in der Seelenharmonien zu Disharmonien sich wandeln und in der aus einem Lämmchen leicht ein Schaf wird . . . .

Lucie hatte einen Maler geheiratet, der bald darauf gestorben war — wie man sagte, an künstlerischen Enttäuschungen und Mißerfolgen. Das bedeutete für seine Witwe die Not. Sicherlich war sie abgehärmt, verbittert und schlecht angezogen, hatte jene braunen, vom Nähen zerstochenen Fingerspitzen, die keine Seide berühren können, ohne hängen zu bleiben, und sicher war sie erfüllt von dem gehässigen Neid der Darbenden gegen den Ueberfluß.

All das hatte die schöne Frau nicht überlegt, als es ihr beigekommen war, an ihr „unvergeßlich süßes Lämmchen" zu schreiben — in der Pension so genannt wegen des selbstlosen, schüchtern anschmiegenden Wesens und wegen der Farbe, die Lucie stets bevorzugt und die zu ihrer weichen Blondheit so hübsch gepaßt hatte.

Nun kam das Lämmchen — und Frau Ena mußte in diesem Fall glatt auslöffeln, was sie sich eingebrockt. Das war ihr ärgerlich, wie jedes „muß". Die Gereiztheit wuchs, als sie in der Vorhalle auf Rolf Herdt stieß, den Unvermeidlichen. Der blonde Bär mußte sie schon bei der Ankunft gesehen haben, denn er hatte Blumen in der Pranke. Sie nahm die fünf prachtvollen Rosen — so gleichgültig, wie sie die abgeknipste Bahnsteigkarte entgegennahm.

Als er aber auf dem Perron sich ihr anschloß, mit der täppischen Treuherzigkeit eines großen, schwerfälligen Rassehundes, blieb sie stehen.

„Sagen Sie mal, Baron — wie groß ist eigentlich Wiesbaden?"

„Gnädigste meinen die Einwohnerzahl?"

„Nein, den räumlichen Umfang."

„Das kann ich im Moment nicht sagen. Aber ich werde mich informieren und —"

„Jedenfalls ist die Stadt doch nicht gar so klein. Eine Menge Menschen aus aller Herren Länder wohnen hier. Und da ist es mir verwunderlich, daß ich gerade Ihnen auf Schritt und Tritt begegnen muß —"

Der Baron sah verstört in das von rostbraunem Haar umwirrte, süffisant zu ihm emporlächelnde Puppengesicht. Er trat zurück und zog seinen Hut.

„Wenn ich Ihnen lästig falle, Gnädigste — —"

„Nein. Aber auffällige Erscheinungen beunruhigen mich. Da kommt schon der Zug! Bitte, besorgen Sie mir eine Droschke, Herr Baron."

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Seit acht Tagen schwamm Frau Ena in Freundschaft — — eine ganz neue Note ihres Vergnügungslebens. Sie war glückselig.

Von all den schweren Befürchtungen, die ihr bezüglich des Besuchs gekommen waren, hatte sich nichts bestätigt. Lucie Vorberg war eine Frau, mit der man sich auch in Wiesbaden sehen lassen konnte. Entsprechend ihren bescheidenen Verhältnissen, war sie einfach, aber entzückend geschmackvoll gekleidet — in Blau natürlich, in einem mattschimmernden dunklen Blau, das mit dem lichten Madonnenhaar wie ein klangvoller Reim harmonierte.

Und diese zarten, weichen, durchsichtigen Hände! Und abgehärmt oder verbittert war das blaue Lämmchen auch nicht. Nur eine leise Melancholie lag über der blonden molligen Fraulichkeit und vertiefte das Selbstlose, das schüchtern Anschmiegende ihres Wesens.

Sie trauerte noch — nach sechsjähriger Witwenschaft. Ena Wölsem fand das rasend interessant.

„So würdest du also nicht wieder heiraten?"

„Schwerlich," erwiderte die Blonde mit einem müden Lächeln, das zwei Grübchen neben ihre Mundwinkel setzte. „Und selbst wenn ich Egbert vergessen könnte — wer nimmt eine Witwe von zweiunddreißig, die knapp so viel hat, um sich durchs Leben zu bringen."

Frau Ena rappelte sich jäh aus den Kissen der Chaiselongue, in die sie sich eingekuschelt.

„Zweiunddreißig —! Mein Gott, das bringt mir ja zum Bewußtsein, daß ich — —"

„Du bist viel jünger, Liebste."

„Ganze acht Monate," sagte die kleine Frau nachdenklich, indem sie mit der Spitze ihres Stiefelchens die Arabesken des Seidenteppichs zu ihren Füßen nachzeichnete. Dann sprang sie auf und warf das Wuschelhaar in den Nacken. „Aber du hast recht! So ist das Mannswolf, dieses elende! Schönheit, Frauentugenden, Vorzüge des Herzens und des Geistes sind ihnen nichts. Geld ist die Losung! Ach, Lämmchen — du weißt ja gar nicht, wie gut du es hast! Wenn dich ein Mann umwirbt, so bist du sicher, daß es um deiner selbst willen geschieht. Ich dagegen — —"

„Aber, Ena! Bei deiner Schönheit, deinem sprühenden Geist —!"

„Aber — lehr' mich die Gesellschaft kennen! Da ist einer wie der andere! Prinz Sucharow, der kleine Reibling, die beiden Westerburg, Baron Herdt, den du ja kennst — —"

„Nicht, daß ich wüßte —"

„Doch, Lämmchen! Das ist der Riesentaps, den ich dir am Bahnhof vorgestellt habe. Er ist der dauerhafteste meiner Verehrer. Und es hat eine Zeit gegeben, da ich ihn bevorzugte — bis mir wieder der Gedanke gekommen ist, daß er sich um mein Geld bemüht."

„Steht es denn gar so schlecht um ihn?"

„Er ist nicht eigentlich verschuldet, wie ich höre. Aber das Gut in der Neumark soll ihm sehr knapp halten. Jedenfalls unsch wärmt er mich meines Geldes wegen — denn ein Mann, der in dieser Richtung keine Hintergedanken hat, läßt sich nicht gefallen, was ich ihm biete. Ich behandle ihn en canaille — vielleicht gerade deshalb, weil es mir wehtut, daß er so ist wie die anderen."

Lucie Vorberg legte kopfschüttelnd den Arm um die Freundin.

„Liebste, wie kann eine so reizende Frau sich derart einschäfen! Die Männer müßten blind sein, wenn sie dir nicht zu Füßen liegen würden. Und was den Baron betrifft — er macht nicht den Eindruck eines Glücksjägers."

„Meinst du nicht!?" rief Frau Ena interessiert und mit leuchtenden Augen. „Ach, Lämmchen — wenn ich Gewißheit hätte! Weißt du — du kannst, du mußt mir helfen! Du bist so klug! Viel, viel klüger und menschenerfahrener als ich! Das war schon immer. Prüfe ihn, fühle ihm auf den Zahn — —"

„Aber, Ena — sowas muß einem doch das eigene Herz sagen!"

„Nein, nein," sprudelte die kleine Frau explosiv hervor. „Mein Herz sagt mir nichts, als was ich in dem Treiben hier täglich beobachte! Ich bin ungläubig und mißtrauisch! Aber ich gebe zu, daß ich mich in dem einen Fall irren kann. Und da eben sollst du mir helfen, sollst mir beweisen, daß du immer noch mein gutes, opferwilliges blaues Lämmchen bist! Seit einigen Tagen ist der Baron zurückhaltender, und da möchte ich fast glauben, daß ich ihn liebe. Ich schick' ihn dir — noch heute!"

„Nicht doch — —"

„Noch heute! Und morgen ist eine prachtvolle Gelegenheit, ihn auszuhorchen. Die übliche Mailcoachfahrt nach Schlangenbad. Ich werde es einrichten, daß er den Platz neben dir bekommt — da muß er zwei Stunden stillhalten. Liebes, einziges Lämmchen! Und nun kein Wort dagegen! Ich bin ja so glücklich, daß mir der Gedanke gekommen ist!"

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Spritztour über die bewaldeten Taunushöhen war wunderherrlich gewesen. Prinz Sucharow und der jüngste Westerburg, die mit Frau Ena Wölsem gefahren, waren rein närrisch verliebt; denn die reizende Frau hatte sich vor Uebermut nicht zu lassen gewußt.

Ihre Befürchtung, daß Lucie zu still und zurückhaltend für ihre heikle Mission sein würde, hatte sich nicht bestätigt. Wie sie von Zeit zu Zeit festgestellt, waren die beiden in lebhafter und so angelegentlicher Unterhaltung gewesen, daß sie auch den Kaffee in Schlangenbad in einem der lauschigen Restaurantvorgärten allein eingenommen.

Und Frau Ena hatte es zu verhindern gewußt, daß sie gestört wurden. — Nun aber brannte sie darauf, das Resultat zu erfahren.

„So sprich doch endlich, Lämmchen!" drängte sie ungebärdig, als das Auto, das sie nach Hause bringen sollte, sich kaum in Bewegung gesetzt.

Die rosigen Grübchen in Frau Lucies Wangen vertieften sich.

„Er heiratet nicht nach Geld."

„Nicht? Bist du dessen sicher!?"

„Ganz sicher, denn — auf der Rückfahrt — — — hat er um mich angehalten."

So wohnt man am Rhein.

Von

Heinrich Lee.

Vor drei Monaten verzogen wir, nämlich meine Frau und ich, von Berlin nach Köln. Gleich in der ersten Wohnung, die wir besichtigten, fiel uns ein merkwürdiger Mangel auf. „In der Stube ist ja kein Ofen," erlaubte ich mir zu bemerken. „Sie sind wohl aus Berlin?" entgegnete schalkhaft die Inhaberin der Wohnung. Merkwürdig, was die Berliner nicht alles von einer Wohnung verlangen. Sogar Oefen sollten drin sein. Nun ja, zwar gibt es auch in Köln schon Häuser, wo die Wohnungen in einigen Zimmern — natürlich nicht in allen — mit eingebauten Oefen versehen sind. Sogar Wohnungen mit Zentralheizung gibt es. Das sind aber Kostbarkeiten, die nur für die ganz reichen Leute bestimmt sind. Für unsere Wohnung hier bezahlen wir nur 1150 Mark. Daß ist ein Preis, bei dem man vom Hauswirt billigerweise keinen Ofen verlangen kann. Die Oefen müssen wir uns selbst anschaffen. Auch die Rohrleitung, das Loch in der Wand, das Blech auf dem Boden müssen wir als Mieter selbst bezahlen.

Unsere Wohnung hat auch eine Küche — selbstverständlich. Das einzige aber, was, wenn sie nicht gerade bewohnt ist, auf diese Bestimmung hinweist, ist der einsame Wasserhahn an der Wand. Den Kocherd muß sich der Mieter selbst besorgen. Desgleichen besitzen wir ein Badezimmer. Es läßt sich aber ebenso gut zu einem Billardzimmer oder dem Laboratorium eines Zahnarztes verwenden, denn auch die Badewanne will erst von uns hineingestellt sein. Wir haben keine hineingestellt. Muß denn gebadet werden? Und wenn schon — man hat in Köln den Rhein, und außerdem gibt es eine Badeanstalt am „Ring", die will auch leben. Baden in Köln ist Luxus. Erst neulich habe ich gelesen, daß der Mensch wieder zur Einfachheit zurückkehren soll. Wir haben damit den Anfang gemacht und das Badezimmer, um diesen Raum doch wenigstens nutzbringend zu verwenden, zu den Zwecken einer Kaninchenzucht umgestaltet. Eine Kaninchenzucht hatten wir nämlich in Berlin noch nicht.

Höchst merkwürdig ist unser Eßzimmer beschaffen, insofern die eine Hälfte des Fußbodens mit Holzbohlen, die andere Hälfte mit Stein belegt ist. Dieses Eßzimmer mit seinem Fußboden ist unser Stolz, ist unsere Sehenswürdigkeit. Wir haben schon einige Besuche von Berliner Bekannten erhalten — alle schlagen sie über diesen eigentümlichen Fußboden die Hände über dem Kopf zusammen. Wir sollen ihnen eine Deutung der seltsamen Erscheinung geben, aber wir wissen keine, nur soviel wissen wir, daß man den gepflasterten Teil des Zimmers in Köln „Wintergarten" nennt. Ich bin bereits mit dem Plan beschäftigt, ihn zu einem Palmenhause zu erweitern. Da wir eine Bedachung entbehren müssen, so scheint mir wenigstens ein Palmenhaus nötig. „Wintergarten" heißt dieser Zimmerabteil wohl deshalb, weil das Wort an den Winter erinnert. Auf den freuen wir uns schon. Welche behagliche Wärme dann der Stein ausströmen wird. Ob es unsere Gäste dann lange bei dem Essen aushalten werden? Hoffentlich nicht. Aber einen neuen dicken Teppich werden wir wohl für den Wintergarten nötig heben.

Unsere Wohnung hat auch Fenster, aber nur einfache. Als ich dem Kölschen Mädchen, das mir die Wohnung zeigte, mein Bedauern ausdrückte, daß es keine Doppelfenster wären, fragte sie mich mit Befremden, was das wäre — Doppelfenster. Ich gab ihr eine Beschreibung davon, und sie folgte meinen Worten mit einem Gesichtsausdruck, als erzählte ich ihr ein Märchen, so wunderbar, wie aus Tausend und eine Nacht. Am Schluß meiner Rede verschränkte sie die Arme und sagte: „Och, wat e Ding! Wat e Ding mag dat wall sin." Dann wollte sie noch wissen, wozu diese Sorte Fenster wäre. Um die Zuglust und den Straßenlärm abzuhalten, belehrte ich sie. Sie schüttelte den Kopf und wiederholte immer, beinahe mitleidig: „Wat e Ding!" Die Leute in Berlin, die solche Fenster hatten, taten ihr offenbar herzlich leid. Oder waren es ihre Berliner Kolleginnen, die sie bemitleidete, weil sie also doppelt zu putzen hatten? Auch mit dem Fensterputzen hat es in Köln seine besondere Bewandnis. Es kommt an Gefährlichkeit gleich nach dem Seiltanzen. Die oberen Fenster sind nämlich nicht nach innen, sondern nur nach außen zu öffnen. Infolgedessen muß das Mädchen sie von außen putzen. Oft sieht man an den Kölner Häusern hoch oben im vierten Stock an den Fenstern weibliche Gestalten kleben, bei deren Anblick sich einem die Haare sträuben, falls man noch welche hat. Zur Sicherung der armen Geschöpfe gibt es einen Apparat zu kaufen, den sogenannten Fensterstuhl, der vor dem Fenster angebracht wird, und in den das Mädchen hineinkriecht. Es ist aber schon vorgekommen, daß bei einem solchen Stuhl der Boden ausbrach und die Insassin auf die Straße stürzte.

„Portiers" gibt es in Köln nur in den Hotels. Das ist mit